

Sauli Havu/Juha Koivisto

**Stuart Hall und die Cultural Studies
zur Einführung**

*Die Autoren danken Thomas Barfuss für seine Hilfe mit der
deutschen Sprache, die Übersetzung der englischsprachigen Zitate
und vieles mehr.*

JUNIUS

Zur Einführung ...

Wissenschaftlicher Beirat
Michael Hagner, Zürich
Ina Kerner, Koblenz
Dieter Thomä, St. Gallen

Junius Verlag GmbH
Stresemannstraße 375
22761 Hamburg
www.junius-verlag.de
© 2024 by Junius Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Florian Zietz
Titelbild: Stuart Hall spricht auf einer Kundgebung
der Kampagne für nukleare Abrüstung (CND) auf
dem Trafalgar Square in London, 1958. © Allen Lane
Printed in the EU 2024
ISBN 978-3-96060-343-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

... hat diese Taschenbuchreihe seit ihrer Gründung 1977 gedient. Zunächst als sozialistische Initiative gestartet, die philosophisches Wissen allgemein zugänglich machen und so den Marsch durch die Institutionen theoretisch ausrüsten sollte, wurden die Bände in den achtziger Jahren zu einem verlässlichen Leitfaden durch das Labyrinth der neuen Unübersichtlichkeit. Mit der Kombination von Wissensvermittlung und kritischer Analyse haben die Junius-Bände stilbildend gewirkt.

Seit den neunziger Jahren reformierten sich Teile der Geisteswissenschaften als Kulturwissenschaften und brachten neue Fächer und Schwerpunkte wie Medienwissenschaften, Wissenschaftsgeschichte oder Bildwissenschaften hervor. Auch im Verhältnis zu den Naturwissenschaften sahen sich die traditionellen Kernfächer der Geisteswissenschaften neuen Herausforderungen ausgesetzt. Diesen Veränderungen trug eine Neuausrichtung der Junius-Reihe Rechnung, die seit 2003 von der verstorbenen Cornelia Vismann und zwei der Unterzeichnenden (M. H. und D. T.) verantwortet wurde.

Ein Jahrzehnt später erweisen sich die Kulturwissenschaften eher als notwendige Erweiterung denn als Neubegründung der Geisteswissenschaften. In den Fokus sind neue, nicht zuletzt politik- und sozialwissenschaftliche Fragen gerückt, die sich produktiv mit den geistes- und kulturwissenschaftlichen Problemstellungen vermengt haben. So scheint eine erneute Inventur der

Reihe sinnvoll, deren Aufgabe unverändert darin besteht, kompetent und anschaulich zu vermitteln, was kritisches Denken und Forschen jenseits naturwissenschaftlicher Zugänge heute zu leisten vermag.

Zur Einführung ist für Leute geschrieben, denen daran gelegen ist, sich über bekannte und manchmal weniger bekannte Autor(inn)en und Themen zu orientieren. Sie wollen klassische Fragen in neuem Licht und neue Forschungsfelder in gültiger Form dargestellt sehen.

Zur Einführung ist von Leuten geschrieben, die nicht nur einen souveränen Überblick geben, sondern ihren eigenen Standpunkt markieren. Vermittlung heißt nicht Verwässerung, Repräsentativität nicht Vollständigkeit. Die Autorinnen und Autoren der Reihe haben eine eigene Perspektive auf ihren Gegenstand, und ihre Handschrift ist in den einzelnen Bänden deutlich erkennbar.

Zur Einführung ist in der Hinsicht traditionell, dass es den Stärken des gedruckten Buchs – die Darstellung baut auf Übersichtlichkeit, Sorgfalt und reflexive Distanz, das Medium auf Handhabbarkeit und Haltbarkeit – auch in Zeiten liquider Netzpublikationen vertraut.

Zur Einführung bleibt seinem ursprünglichen Konzept treu, indem es die Zirkulation von Ideen, Erkenntnissen und Wissen befördert.

Michael Hagner
Ina Kerner
Dieter Thomä

Inhalt

I. Ein Leben zwischen zwei Inseln	9
Jamaika	10
England	19
II. Die Entstehung der »Cultural Studies«	31
Die erste New Left	32
Die Frühgeschichte der Cultural Studies	44
Die Gründung des CCCS	55
III. Die theoretische Entwicklung des CCCS	59
Rezeption der Soziologie	59
Basis und Überbau	62
Kulturalismus und Strukturalismus	67
Alltagsverstand, Zivilgesellschaft und Hegemonie	77
Reproduktion, Gliederung und Konjunktur	87
IV. Jugendforschung	97
Hippies, Rocker und Mods	98
Jugendkultur als Widerstand	103
Feministische Kritik	111
V. Medienstudien	115
Ideologie und Kommunikation	116
Nachrichtenproduktion, Medien und Staat	127
Rassismus, Krise und Moralpanik	134

VI. Die neoliberale Revolution	143
Widersprüche der Sozialdemokratie	144
Thatcherismus als autoritärer Populismus	147
Die Neuorientierung der Linken	157
Blairismus und danach	161
VII. Rassismus, Identifikation, Globalisierung	169
Verschiebungen des Rassismus	169
Von Identität zu Identifikationen	174
Post-Kolonialismus, Globalisierung und Hegemonie	185
VIII. Halls Kritik an der akademischen Eingliederung der Cultural Studies	199
Anhang	
Anmerkungen	204
Literatur	208
Zeittafel	220
Personen- und Sachregister	222
Über die Autoren	227

I. Ein Leben zwischen zwei Inseln

Stuart Halls vielleicht wichtigste Inspirationsquelle, der italienische Marxist Antonio Gramsci, gibt in seinen *Gefängnisheften* den folgenden Ratschlag für das Nachdenken über die eigene Entwicklung: »Der Anfang der kritischen Ausarbeitung ist das Bewusstsein dessen, was wirklich ist, das heißt ein ›Erkenne dich selbst‹ als Produkt des bislang abgelaufenen Geschichtsprozesses, der in einem selbst eine Unendlichkeit von Spuren hinterlassen hat, übernommen ohne Inventarvorbehalt.« (Gef H. 11, 1376) Hall schreibt in demselben Geist, dass er »der Differenzierung zwischen ›objektiven‹ und ›subjektiven‹ Aspekten der gesellschaftlichen Prozesse, zwischen innerer und äußerer gesellschaftlicher Welt, auf der die konventionelle Sozialwissenschaft beruht«, niemals folgen konnte, weil »selbst die abstraktesten Theorien in variierendem Ausmaß von subjektiven Existenzbedingungen geprägt« sind (VF, 72; 76).

Das von Gramsci postulierte sokratische Ideal – Erkenne dich selbst! – lässt sich nicht praktizieren, ohne die gesellschaftlichen Praxen zu kennen, die unseren Lebenslauf und unsere Identitäten bedingen und die wir oft unbewusst reproduzieren. Andererseits ist adäquates Wissen über gesellschaftliche Prozesse ohne kritische Arbeit am Selbst kaum möglich. Für Hall ist diese Doppelperspektive konstitutiv. Fruchtbar gemacht wird sie insbesondere auch in seiner postum erschienenen Autobiografie *Vertrauter Fremder. Ein Leben zwischen zwei Inseln* (2017, dt.

2020), wo Hall seine frühe intellektuelle und persönliche Entwicklung mit gesellschaftlichen Widersprüchen in der Karibik und in England verknüpft. Sie eignet sich deshalb besonders gut als Einstieg in die Denkwelt Stuart Halls.

Jamaika

Stuart Hall wurde im Jahr 1932 im kolonialen Jamaika geboren, das seit 1655 Teil des britischen Imperiums war. Seine Familie lebte in Kingston, der Hauptstadt der Insel, und gehörte zur braunen Mittelschicht. Diese hatte »eine Mittlerposition zwischen den europäisch orientierten regierenden Eliten und der Masse der Schwarzen Bevölkerung Jamaikas« (VF, 41). Der Vater war der erste einheimische Hauptbuchhalter der jamaikanischen Filiale der United Fruit Company und die Mutter Hausfrau. Besonders Halls hellhäutigere Mutter identifizierte sich mit der Kultur und den Gewohnheiten der Kolonialmacht, veranstaltete Tennispartys und benutzte nur im englischen Kent fabrizierte Haarbürsten (43 ff.). Nach Hall war es »ihre Tragödie«, dass sie als begabte und zielstrebige Person »nach der Heirat nie mehr außerhalb des eigenen Hausstands tätig war« (21). Vielleicht war ihre Identifikation mit dem Imperium eine Art Kompensation dafür. Wie üblich für eine solche braune Mittelschichtsfamilie gab es mehrere Hausangestellte, die in »dem anderen, dunkleren Jamaika« lebten, das Halls Familie verborgen blieb (59). Trotzdem brachte die Existenz dieses anderen Jamaikas »Race- und Klassenängste« hervor, besonders nach einem Arbeiteraufstand im Jahr 1938.¹ Rückblickend erblickt Hall darin einen einschneidenden historischen Moment, der die Zukunft des kolonialen Systems infrage stellte und seine eigene Entfernung von den Auffassungen seiner Eltern in Gang setzte (59 ff.).

Nach Hall ist »das heutige Bild von der einstigen kolonialen Gesellschaft versimpelt und polarisierend«, weil »das ganze widersprüchliche Nebeneinander von Klasse, Race, Colour und kulturellen Spaltungen« aus dem kollektiven Bewusstsein verschwunden ist (VF, 35). Im damaligen jamaikanischen Alltagsbewusstsein funktionierte »der Symbolismus von Race, Hautfarbe und Status« als »das Idiom« der Klassenhierarchien (SWRD, 149). Diese »rassifizierende Klassifizierung« gestaltete »ein überaus differenziertes Denksystem« (VF, 181):

»Auch ›Colour‹ ist sozial definiert: sie ist ebenfalls ein zusammengesetzter Begriff. Schwarze Männer mit ›gutem‹ (d.h. geradem, europäischem) Haar oder entsprechenden Merkmalen kommen auf einer ethnischen Skala weiter oben zu stehen [...] ›Colour‹ schließt also physische Merkmale ein, die mit Race assoziiert werden, aber nichts mit der Pigmentierung der Haut zu tun haben.« (SWRD, 152)

Hall war dunkelhäutiger als andere in seiner Familie und erfuhr diese Klassifikationen am eigenen Leib. Er erinnert sich, dass es »einen Familienscherz« darüber gab, wie seine Schwester reagierte, als sie ihn zum ersten Mal als kleines Baby sah und fragte: »Wo habt ihr denn dieses Coolie-Baby her?« (VF, 49) ›Coolie‹ ist ein verunglimpfendes Wort, mit dem in Jamaika arme, braune, aus Indien stammende Arbeiter:innen bezeichnet wurden.

Eine dramatischere Verdichtung dieser Spannungen betraf später die Schwester selbst. Sie hatte eine Beziehung zu einem Schwarzen Medizinstudenten, der einem »höchst achtbaren Schwarzen Umfeld« entstammte, das später mit Jamaikas Unabhängigkeit Halls Familie in gesellschaftlicher Hinsicht weit hinter sich ließ. Halls Mutter lehnte die Beziehung wegen der Hautfarbe des Geliebten ab. Wenige Monate später hatte die Schwester einen schweren Nervenzusammenbruch, von dessen Folgen sie sich nie erholte (VF, 65 f.). Hall verstand später, dass

der Fall ein Paradebeispiel dafür war, wie »das Trauma der kolonialen Kultur« sich in den psychischen Intimitäten der Opfer »verdichtet und ausdrückt«. Gesellschaftliche Probleme wurden als private Dramen gelebt, so als würden »die großen gesellschaftlichen Spannungen der Nation verschoben und im ›kleinen Theater‹ unserer Familie neu inszeniert« (72). Deswegen seien »die Wandlungen in der eigenen Identität [...] keineswegs nur eine individuelle Angelegenheit« (31). Für Hall war die Tragödie seiner Schwester der Moment, in dem ihm klar wurde, dass es besser wäre, nicht nach Jamaika zurückzukehren, falls er eine Chance bekommen würde, im Ausland zu studieren, weil es ihn sonst »aufzehren« würde (73).

Hautfarbe war also im Jamaika »eindeutig ein großes Thema«. Hall hebt aber vor allem die eigentümliche Weise hervor, in der damit umgegangen wurde: »Auch wenn alle genau wussten, was ›Schwarz‹ bedeutete, war dieses Wort absolut tabu, durfte nicht ausgesprochen werden, vor allem in den jamaikanischen Mittelklassen der 1930er und 1940er Jahre.« (VF, 30) Die Tabuisierung entfaltete eine perfide Wirkung, die Hall so beschreibt:

»Diese nach innen genommenen Imperative erzeugten Schweigen, unbewusste Ausflüchte und Verleugnungen, die ganze selbstbetrügerische Doppelzüngigkeit des eigentlichen kolonialen Diskurses, der seine versteckten Wirkungsweisen so oft als Abwesenheiten maskiert, als Lücken und als Stille, so dass sie gleichzeitig erkennbar und unaussprechlich für die sind, die sie leben.« (VF, 37)

Die Verbindung zwischen Selbstverständlichkeit und Vergessen hat Hall später mithilfe des Ideologietheoretikers Michel Pêcheux konzeptionell gefasst. Pêcheux bezeichnet »die unausgesprochenen Fundamente von Bedeutung« als »das *Vor-Konstruierte*«. Es handelt sich um das, »was unbewusst als gegeben angenommen werden muss, wenn das bewusste Verstehen sich

›natürlich‹ ergeben soll« (VF, 210). Die Idee dahinter ist, dass es unmöglich ist, alles gleichzeitig zu explizieren, weil jede einzelne Bedeutung andere Bedeutungen als Grund ihrer Möglichkeit voraussetzt. Eine weitere Einsicht von Pêcheux war, dass »unbewusste Verdrängung und ideologische Unterwerfung in Wirklichkeit objektiv miteinander verbunden« seien, weil sie in einer analogen Weise funktionieren (Pêcheux 1975, 123). Der »gemeinsame Charakter« der Ideologien und des Unbewussten bestehe darin, dass beide »ihre eigene Wirklichkeit selbst innerhalb ihres Funktionierens verschleiern« (136). Für Hall konstituiert das Subjekt sich also innerhalb der Ideologien, die in seinem ›innersten‹ Selbst am Werk sind:

»Wenn Ideologie effektiv ist, dann weil sie auf beiden Ebenen arbeitet, auf der rudimentärsten Ebene der psychischen Identität und der Triebe sowie auch auf der Ebene der diskursiven Formation und Praktiken, die das soziale Feld konstituieren. Die Artikulation dieser wechselseitig konstitutiven, aber nicht identischen Felder macht die eigentliche Problematik der Bezeichnung ›Identität‹ aus, die genau an dem Punkt entsteht, an dem sich das Psychische und Diskursive überkreuzen.« (S2, 174f.)

Die Bedeutung, die solche unbewussten Mechanismen für Halls Ideologieverständnis haben, macht deutlich, dass die Effekte seines frühen Interesses an Freud und der Psychoanalyse nicht zu unterschätzen sind (VF, 72; vgl. Jefferson 2021, 249–266).

Hall beschreibt, wie sich seine Identität eher »durch das oft unwillkürliche oder unbewusste Ringen mit den Bedingungen« seiner Formierung bildete als »durch Angleichung an das, was sie aus [ihm] zu machen suchten« (VF, 37). Die Herausbildung eines ›neuen‹ Selbst ist also kein widerspruchsfreier Prozess:

»Es ist von grausamer Ironie, dass man bei dem Versuch, sich anders zu positionieren, als man geprägt wurde, unbewusst dazu verdammt ist,

Elemente des alten Selbst zu wiederholen, welches man überwinden will. In diesem Sinne [...] hat der Kolonialismus mich ›gekriegt‹, hat mich zu dem gemacht, für den ich mich hielt, ob ich wollte oder nicht.« (VF, 37)

Ein Wirkungsfeld dieser Widersprüche war das koloniale Erziehungssystem. Die höhere Bildung, deren Anspruch es war, eine koloniale Subjektivität auszubilden und »eine britisch orientierte, subalterne ›einheimische‹ Elite zu züchten«, hatte zwiespältige Nachwirkungen (VF, 129). Was gelehrt wurde, waren britische Vorstellungswelten, Lebensweisen und Gewohnheiten, mit »einem beharrlichen Hang zur viktorianischen Weltsicht« (125). Die Studenten »wussten noch so gut wie nichts über die anderen Teile des Empire, über die Rolle der europäischen Eroberungen bei der Gestaltung der neuen Welt oder über das System der Sklaverei« (126). Insofern war die Schule einer der zentralen Apparate zur Produktion der kolonialen Subjektivität. Andererseits spielte sie »eine nicht vorgesehene Rolle darin, diese zu stören« (128). Obwohl die Schule eine Elite-Institution war, repräsentierte sie »die soziale und rassisierte Wirklichkeit von Jamaika umfassender als viele andere koloniale Institutionen«, weil sie »unvermeidlich heterogen in puncto Race und Colour« war und damit »kulturell enorm vielfältig, womit sie als Ort möglicher Abweichung und des Widerstands in Frage kam« (129).

Dabei waren »alternative Zugänge zu einer anderen Art von Wissen« wichtiger als formaler Unterricht (VF, 130). Für Hall spielten die Entdeckung von Bibliotheken und das eigenständige Lesen und Lernen eine Schlüsselrolle: »Wir eigneten uns das nötige Wissen aus unerwarteten Quellen an, auf unvorhersehbare Weise. Ich weiß noch, wie ich in der Bibliothek auf eine Taschenbuchausgabe des *Kommunistischen Manifests* stieß, meine erste Begegnung mit der faszinierenden Prosa von Karl Marx.«

(127) Als besonders befreiend erwies sich für Hall die moderne Literatur. Wie Raymond Williams notiert, ein anderer Außen-seiter – Pionier der Cultural Studies und Halls späterer »Freund und Mentor« (263) –, waren viele moderne Schriftsteller »Exilanten, die wenig oder nichts gemein hatten mit den Gesellschaften, in denen sie gestrandet waren« (Williams 1989, 130). Ihre Themen waren die Fragmentierung der Erfahrung, der Mangel einer stabilen Identität und die radikale Entnaturalisierung der Wirklichkeit (46). Es leuchtet ein, dass solche Motive beim jungen Hall auf Resonanz stießen. Sie eröffneten »Einblicke in Empfindungsweisen«, die er nicht kannte, und zeigten die Möglichkeit, »ein anderes Leben aufzubauen«, um sich »dem Diktat der kolonialen Ordnung« zu entziehen (VF, 132).

Trotz aller Begeisterung konnte Hall sich aber nie vollständig mit dem europäischen Modernismus identifizieren. Aufgewachsen in einer provinziellen kolonialen Stadt, bezeichnet er sich als einen »Rekruten ihrer Moderne«, der »keinen Anspruch darauf hatte, eine moderne Person eigenen Rechts zu sein« (VF, 224). Der Versuch, mithilfe der existierenden Moderne die kolonialistische Subalternität zu überwinden, führte in eine neue Form der Subalternität. Um diese Sackgasse zu verstehen, analysiert Hall in seiner Autobiografie die Ambivalenzen des Begriffs der Moderne, der sich bis ins Innerste als widersprüchlich und umkämpft erweist.

Es könne nicht um eine abstrakte Negation der Moderne, eine Rückkehr zu etwas ›Ursprünglichem‹ und ›Authentischem‹ gehen, weil die Moderne nach Hall *auch* für »eine andere Geisteshaltung« steht, die »sich in chronologischen oder historischen Dimensionen keineswegs fassen ließ«, nämlich »die Ablösung alter Formen und Hierarchien« (VF, 223). Diese »positiven Konnotationen« würden allerdings »von Europa gekapert« und »in die teleologische Geschichte des Westens eingewebt« (135). In diesem Sinne

blieb die Moderne ein europäisch-kapitalistisches »Ideal«, das für das Schwarze koloniale Subjekt Hall ein unerreichbares Versprechen darstellte (224). Dennoch wollte Hall die emanzipatorischen Gehalte des Ideals nicht aufgeben: »Ich lehne die Vorstellung vehement ab, dass der Kapitalismus, nur weil er im Laufe der bisherigen Geschichte die Modernität artikuliert hat, das auch weiterhin tun muss. Es muss möglich sein, dass sich die Menschen als der Gegenwart und der Zukunft zugehörend verstehen, also als modern, in Weisen, denen nicht die Prägung des Kapitals eingeschrieben ist.« (Hall 1999)

Eine moderne Kulturform, in der koloniale Erfahrungen nicht beschwiegen, sondern artikuliert wurden, war der Modern Jazz, der sowohl Schwarz wie modern war. Er übte eine besondere Anziehungskraft aus auf »einen kolonisierten jungen aufstrebenden Intellektuellen« wie Hall (VF, 137). Obwohl er sich noch nicht »selbstbewusst als Schwarz definierte«, entwickelte Hall »eine Identifikation mit moderner afrikanisch-amerikanischer Musik«, mit der er sich »direkt und emotional verbinden« konnte, was »bei anderen Kunstformen nicht ganz so leicht gelang« (136).² Sich mit dem unerreichbaren Ideal der europäischen Moderne zu identifizieren hätte eine subalterne Positionierung impliziert. Das Beispiel Modern Jazz zeigt hingegen, wie es möglich war, die in der exklusiven Idealform der Moderne ausgedrückten Bestrebungen – in Gramscis Worten – zu »erneuern«, ihnen »eine neue Form« zu geben, ohne »sie zu zerstören« (Gef H. 1, 84).

Das Problem der Moderne hat Hall auch später nicht losgelassen. Im späteren Werk versucht er, den Begriff durch einen schärferen Blick auf die Kämpfe und Verhältnisse zu rekonstruieren, in denen er sich konstituiert. Damit werde die herrschende eurozentrische Auffassung über die Moderne »umgeformt« (VF, 135). Hall stellt fest, dass die beiden Pole, die »moderne« europäische

Metropole und die »nicht-moderne« außereuropäische Kolonie, durch denselben Prozess ausgebildet wurden. Allerdings kann das Schweigen über dieses gegenseitige konstitutive Verhältnis »nach wie vor in der Sprache, den theoretischen Modellen und den versteckten Annahmen der modernen Soziologie selbst beobachtet werden« (S1, 390). Die Sklav:innenplantagen in Jamaika waren nach Hall »direkt in die fortschrittlichste Form der (sogenannten) freien Arbeit« eingespannt, die der Kapitalismus in den metropolitanen Ländern hervorgebracht hatte (VF, 149). Hall betont, dass diese Wechselbeziehung zwischen den Zentren und den Peripherien »ihre Besonderheiten« definiert, denn sie »hallen im jeweils anderen wider« (27). Insofern waren also die Bewohner:innen der Westindischen Inseln »schon lange Rekrut*innen der Moderne«, und Hall kann sagen: »Daher war die »Moderne« tatsächlich nie so weit von uns entfernt, wie wir geglaubt hatten.« (150)

Ein anderer von Hall kritizierter blinder Fleck der soziologischen Theoriebildung ist, dass außereuropäische Gesellschaften oft als einfacher und undifferenzierter als die europäische konzipiert werden. Auf diese Weise wird gesellschaftliche Komplexität als ein Merkmal der europäischen Moderne gesehen (vgl. Hauck 2003, 86f.). Diesen eurozentrischen Blickwinkel teilt Hall nicht. Die karibische Gesellschaft seiner Jugend sei nämlich »eines der komplexesten gesellschaftlichen Systeme auf der Erde« (SWRD, 153) gewesen:

»Die Leute halten Jamaika für eine einfach strukturierte Gesellschaft. Tatsächlich aber hatte Jamaika das weltweit komplizierteste Schichtungssystem nach Hautfarben. Wir haben es hier mit praktischen Semiotikern zu tun: jedes Mitglied meiner Familie konnte den sozialen Status jeder anderen Person genau berechnen: die besondere Beschaffenheit des Haars wurde im Verhältnis zu den bestimmten Eigenschaften ihrer Familie, zu der Straße, in der sie lebte, zu ihrer Physiognomie, Schattierung

etc., gewichtet. Eine Eigenschaft musste gegen eine andere abgewogen werden. Verglichen damit ist das normale System der Klassenschichtung das reinste Kinderspiel.« (S1, 297)

In der Formation der gesellschaftlichen Hierarchien wirkten Race und Hautfarbe zusammen mit Faktoren wie Bildung, Besitz und Lebensstil. Zum Beispiel konnten die Nachteile einer schwarzen Hautfarbe mit höherer Ausbildung oder Einkommen ›kompensiert‹ werden. Es gab also eine ›doppelte oder dreifache Artikulation von Systemen der Statusbezeichnung‹, durch deren ›sichtbare Komplexität‹ die Gesellschaftsstruktur (re)produziert wurde (SWRD, 152). Das Leben in einer solchen Gesellschaft setzt eine instinktive Empfindlichkeit für die sich überkreuzenden Differenzen voraus: ›Jedes Glied der Gesellschaft, das an Status zulegt, muss mehr als ein System der Statussymbolik betätigen.‹ (140)

Das bedeutet, dass die ökonomischen Strukturen und Verhältnisse in Jamaika ›nicht einfach durch die Race ›gefärbt‹ waren, sondern ›erst über die Race ins Werk gesetzt‹ wurden (S1, 347). Die Analyse ›rassistisch strukturierter Gesellschaftsformationen‹ könne nicht so vor sich gehen, dass erstens die sogenannten materiellen und ökonomischen Verhältnisse studiert würden, um dann die Race mit ihren symbolischen Effekten nachträglich einfach hinzuzufügen (306). Gegen ein solches additives Verfahren betont Hall, dass der Race ›auf der ökonomischen Ebene [...] eine spezifische und ›relativ autonome‹ Wirksamkeit zugestanden werden‹ muss (346). In Gesellschaften wie Jamaika sei die Race nämlich konstitutiv für die ökonomische Wirklichkeit *als solche*. Indem Hall seine Wahrnehmung an der Gliederung verschiedener gesellschaftlicher Herrschaftsformen im kolonialen Jamaika schärfte, stellte er sich auch später stets gegen reduktionistische bzw. additive Auffassungen.

Auch in einer anderer Hinsicht bewertete Hall seine koloniale Erfahrung als ›einen privilegierten, fruchtbaren Ansatz‹ (VF, 151). Seine Herkunft half ihm, die angebliche Normalität kultureller Homogenität infrage zu stellen: ›In Tat und Wahrheit sind nur sehr wenige – oder überhaupt keine – Gesellschaften kulturell homogen.‹ (SWRD, 142) So sei der Eindruck der welthistorischen Neuigkeit der ›multikulturellen Städte der Ersten Welt‹ ein ›Phantasiegebilde‹, wie es ›nur von denjenigen aufrechterhalten werden kann, die nie in den hybridisierten Räumen einer sogenannten ›kolonialen‹ Dritte-Welt-Stadt gelebt haben‹ (Hall 1996/2002, 232). Auch die Vorstellung, die ›Gesellschaften der Peripherie‹ seien ››abgeschlossene‹ Räume, ethnisch rein, kulturell traditionell‹, sei eine ››kolonialistische Illusion‹‹, die die ›Anderen‹ ››rein‹ und ihre exotischen Plätze ›unberührt‹ haben will (S1, 424).

England

Hall fühlte in seiner Jugend ein ›dringendes Verlangen, neue Welten zu entdecken, abseits des beschränkten Ethos einer provinziellen kolonialen Metropole‹: Er wollte wissen, ›wie das Leben ›dort drüben‹ *wirklich* war‹ (VF, 142). In der Schule war er gut genug, um Gelegenheit zu weiterer Ausbildung zu erhalten. Es boten sich die zwei Optionen, mit einem Stipendium im Ausland zu studieren oder auf das neue University College of the West Indies zu gehen. Bereits früh hatte Hall sich entschieden, es mit dem Ausland zu versuchen. Auch seine Eltern, welche die Universität nicht besucht hatten, hofften, Hall werde nach England gehen, ›um an ihrer Stelle dort zu studieren und ihre Ambitionen im Nachhinein zu erfüllen‹ (143). Als Achtzehnjähriger erhielt Hall das Jamaica Scholarship-Stipendium, das für den